Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 13 (1909)

Artikel: Sittenmandate, Steuerdefraudationen und andere Bilder aus dem Städteleben der alten Zeit [Fortsetzung]

Autor: Fueter, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573265

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fassungen überlegen. Stark in der Silhouette und schön variiert in der leisen Neigung des Kopfes ist der Klaviervirtuose Emil Frey (S. 170), wogegen der ernste Hermann Heijermanns (s. unten) mit einem brillanten Strich hingeschrieben ist, in eminenter Aehnlichkeit, weshalb das Porträt auch eine sichere Gegenwart besitzt.

Aehnlich ist Arnold Steinmann, 1908 (S. 169), malerisch behandelt. Völlig imposant dann der Architekt Max Bel (S. 171). In solchen Proben scheint mir Fritz Burger bisher das Stärkste zu geben. In dieser pastosen koloristischen Schrift, in dieser Klarheit der Psychologie, in dieser unmittelbaren Gegenständlichkeit.

Damit verbindet er im Porträt der Susanne Dessoir (zweite Kunstbeilage) eine entzückende malerische Eleganz, eine Mühelosigkeit der Form, wie sie nur besondern Könnern eigen ist.

Und am flüssigsten wird Burgers Strich vielleicht in der Skizze: Frau v. H., 1908 (S. 178). Ganz impressionistisch eingesetzt, ist sie ein brillanter Ausdruck von sprühendem, farbigem Leben.

IV.

Das Porträt an sich ist ein Prüfstein des Könnens. Weil es da für den Künstler kein Ausweichen, kein Entrinnen, sondern nur ein Festhalten gibt. Es ist zugleich eine Gefahr, weil die Mache zur Schablone werden kann. Zur Monotonie.

Von einer geistreichen Fähigkeit, die diese Klippen zu meiden sucht und wohl auch vermag, von einer Entwicklung des Stiles, die mit neuen Süjets ein anderes Sehen und neue Nüancen bildet, glaube ich nun bei Fritz Burger starke Proben zu finden.

Willy Lang, München.

Sittenmandate, Steuerdefraudationen und andere Bilder aus dem Städteleben der alten Zeit.

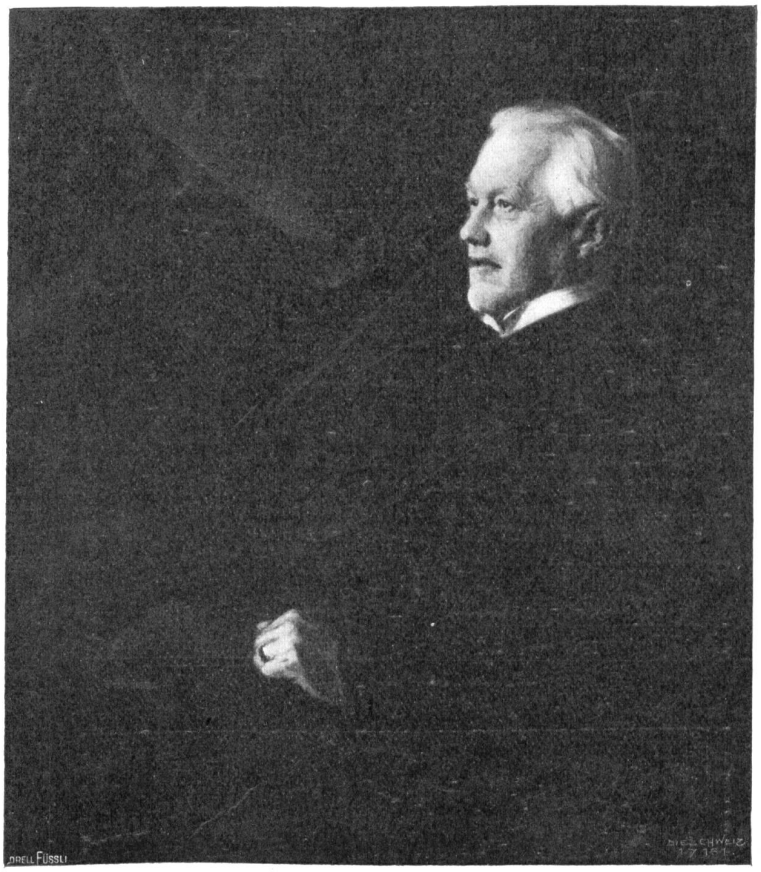
(Fortsetzung statt Schluß).

Wir mögen fahren durch die Schweiz, wo wir wollen, überall sehen wir auf den Höhen noch Reste der alten stolzen Burgen. In der Jugend mag mancher noch, besonders wenn er etwa gerade im Theater eine sinnige Liebesszene sich in der traulichen, geräumigen Burgkemenate hat abspielen sehen, mit Sehnsucht an die Zeiten gedacht haben, da man noch oben auf freier Bergeshöhe hausen konnte. Die Städter unserer Zeit, die die Burgen kannten, als sie noch bewohnt waren, dachten anders. Sie empfanden kein Verlangen, ihre behaglichen Bürgerwohnungen gegen die primitiven Nester auf den Bergen einzutauschen. Freilich war ja in unserer Zeit die Macht des alten kleinen Ritter- und Raubadels vor den reichen und mächtigen Städten auch schon im Niedergang begriffen; aber Komfort war, wie begreiflich, nie die starke Seite der Ritterburgen gewesen. Folgen wir einmal dem Ausflug, den zwei wohlhabende Florentiner Freunde nach einem solchen alten Raubneste unternahmen.

Es war wieder einmal September und die Jagdzeit im Lande. Da machte sich auch eine Gesellschaft junger Florentiner aus guter Familie mit ihren Sperbern auf, um auf die Wachteljagd zu ziehen. Den ganzen Tag durch standen sie zwischen Prato und Pistoia auf der Beize und machten auch einen hübschen Fang. Da wurde es Abend, Florenz war weit, und so beschlossen zwei von ihnen, in einer Burg in der Nähe bei einem Edelmann aus dem Geschlechte der Gianfigliazzi, namens Konradin, zu nächtigen. Als sie nun dorthin kamen, stießen sie zunächst auf den Burggraben, der rings herumlief, über den aber keine Zugbrücke führte, sondern bloß ein ganz schmales buchenes Brett gelegt war. Sie begannen nun dem Burgherrn zu rufen. Bald zeigte sich der auch auf der andern Seite des Grabens und sagte ihnen: „Seid willkommen! Steigt nur ab und geht über das Brett; die Pferde müßt ihr eben hinüberschwimmen lassen; denn anders geht es nicht!“ Als die beiden Florentiner das hörten, da sah einer den andern an; zuletzt aber, da sie nun doch einmal zum bösen Spiel gute Miene machen mußten, stiegen sie ab, gaben die Pferde ihren Knechten und hießen sie, diese ins Wasser führen und hinüberschaffen. Die Knechte taten es nicht gern; aber sie mußten eben gehorchen. Die Herren schritten über das Brett, das sich so bog, daß sie jeden Augenblick meinten, es werde brechen. Als sie nun mit großer Mühe alle drüben waren, die einen über die Brücke, die andern durch die Furt, so gab es dafür einen großartigen Empfang, „wie es bei Edelleuten Sitte ist“. Der Gastgeber sagte ihnen: „Ihr werdet es bei mir haben, so gut es geht! Heda, bringt die Pferde hieher!“ Und er wies nach einer Baracke, die zur Hälfte bloß mit Stroh bedeckt war und zur Hälfte überhaupt nicht, und sagte: „Hier könnt ihr sie putzen!“ Und doch standen die Pferde dort so eng beisammen, daß sie wohl sich hätten beißen, aber nicht gegeneinander ausschlagen können. Das Dach war so schmal, daß sie mit dem halben Körper an der Luft standen. Der Junker fuhr fort zu befehlen und hieß die Knechte, den Pferden zu saufen zu bringen. „Sie haben Wasser genug

Fritz Burger, Basel-Berlin.
Bildnis des holländischen Dramatikers Hermann Heijermanns (1908).

gehabt!" erklang es von den Knechten zurück. Die Wachteljäger gaben sich, wie es Brauch ist, Mühe, ihre Tiere recht zu besorgen — aber umsonst; denn je mehr sie sich anstrengten, um so unruhiger wurden die Pferde. Schließlich ließen sie sie eben stehen, wie sie waren, und machten sich daran, die Wachteln zu holen und zu rupfen, damit sie mit dem Essen beginnen konnten. Nachdem sie sie gerupft, wollten sie sie rösten, gingen deshalb zum Feuerplatz und riefen nach Holz. Man brachte ihnen aber bloß Moorhirsestengel: es werde wenig anderes Holz gebraucht. Sie mußten nun versuchen, mit Hirsestengeln zu rösten, da es schon spät am Tage war und sie sowieso im Dunkeln nicht noch einmal den „Rubikon" (den Burggraben) hätten überschreiten wollen. Als die Wachteln gebraten oder wenigstens geräuchert waren, setzten sich die Gäste an einen alten, wackeligen Tisch, der beständig am Umfallen war, und auf eine Bank, mit der es noch schlechter stand. „Gibt es Wein?" fragte einer von ihnen. Der Junker rief einem seiner Knechte, er solle „Wein machen". Der ging denn auch und nahm aus einem kleinen Krug mit seinen Händen einige Weintrauben heraus. Die erstaunten Wachteljäger fragten: „Was tut der?" Der Junker: „Ich trinke gegenwärtig keinen andern Wein; denn der alte ist mir seit ein paar Monaten ausgegangen!" Von den Florentinern zieht der eine die Lippen zusammen, der andere zuckt mit den Achseln. Sie mußten ihn aber doch trinken, und zwar ohne Wasser, wie schon nach dem Namen der Burg zu erwarten war (sie hieß „Pantano" d. h. „Pfütze" oder „Sumpf"). Das Brot war nur halb gesäuert und schmeckte wie Schiffszwieback, sodaß sie sich auf einer Galeere glaubten. Wahrhaftig, sie hatten es gut getroffen! Sie blieben denn auch nicht lange an der Tafel sitzen und gingen bald wieder hinaus, um nach den Pferden zu sehen. Die standen ganz traurig da und sahen ihre Herren ebensowenig an, als diese sie betrachten wollten. Es hielt schwer, sie überhaupt nur zu tränken.



Fritz Burger, Basel-Berlin.
Bildnis des Philologen Geheimrat Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1905).

Um ihre Mühsale abzukürzen, wollten die Wachteljäger nun vor allem möglichst rasch zu Bette gehen. Man führte sie in ihre Kammer, die freilich mehr einer gewölbten Zelle oder einem Fischkasten glich als einem Zimmer. Vier Stufen mußten sie zuerst noch hinuntersteigen, und auf der untersten lag ein Brett, das als Brücke zur Bettstatt diente; denn in der Kammer stand das Wasser eine halbe Armlänge hoch. Die Gesellschaft zog über die Brücke, in recht fröhlicher Stimmung natürlich. Wenn sie die Kleider ablegen wollten, so mußten sie mit den Fußspitzen auf drei Steinen hinübersetzen, um nicht ins Wasser zu geraten. Schließlich legten sich alle vier (zwei Herren und zwei Knechte) in das eine miserable Bett, auf eine schlechte Matratze, voll Knäuel und „Stachelschweinfedern", mit einer ganz zerrissenen Decke und andern Dingen, wie sie ein büßender Einsiedler hätte gebrauchen können. Konradin nahm da von ihnen Abschied: „Entschuldigt mich; ich bin ein armer Edelmann und lebe so, wie es Leute meines Standes zu tun pflegen; laßt es euch wohl sein und seid vergnügt!" Als er sich entfernt hatte, war die ganze Gesellschaft zuerst einen Augenblick starr. Dann sagte einer: „Was meint er? Wir sollten es uns wohl sein lassen? Ja, wenn wir Frösche, Aale oder Krebse wären, dann wäre das möglich!" Ein anderer meinte: „Wir waren aber auch dumme Krebse, daß wir hieherkamen," und fügte einen kräftigen Fluch hinzu. Ein dritter: „Das kommt davon, wenn man die Wirtshauszeche sparen will! Es wäre besser gewesen, wir wären ins Albergo beim Ponte Agliana gegangen, wie ich immer vorgeschlagen habe!" Der vierte: „Wir haben wahrhaftig eine schöne Ersparnis gemacht; unser Aufenthalt hier kann uns noch so teuer zu stehen kommen, daß wir uns verfluchen können, daß wir überhaupt hiehergekommen sind! Wir werden noch genug mit Aerzten und süßen und bittern Mixturen zu tun bekommen, und was die kosten, das wißt ihr alle. Dagegen weiß ich nicht, ob wir überhaupt aus diesem Loch noch fortkommen ..." Und so brachten sie die ganze Nacht mit Reden zu, ohne zu schlafen, und es war ihnen, als dauerte es tausend Jahre, bis der Tag anbrach, an dem sie fortgehen konnten.

Als es nun endlich helle geworden, standen sie unter dem Gesang der Kröten und Frösche auf und rissen sich aus ihrem Schlamme heraus. Sofort ließen sie die Pferde satteln, riefen den Hunden, nahmen die Sperber in die Hand und sagten Konradin Lebewohl. Der antwortete: „Ich werde euch zum Frühstück erwarten." „Wenn wir kommen, wirst du es ja dann schon sehen," entgegneten die Jäger — und nun rasch über die Brücke und die Pferde durchs Wasser und dann wieder aufgestiegen und davon, als ob sie der Teufel führte! Und sie sagten unter einander: „Wenn wir unsere Augen da gelassen hätten, wir kehrten nicht zurück, um sie zu holen," und oft wandten sie sich um, um zu sehen, ob sie schon recht weit weg von Pantano seien, oder weil sie Angst hatten, er setze ihnen noch nach. Sie gönnten sich keinen Augenblick Ruhe, bis sie wieder in Florenz waren, und schwuren, sie würden nicht nur niemals mehr nach Pantano reiten, sondern überhaupt ein ganzes Jahr lang die Stadt nicht mehr durch das Tor gegen Prato zu verlassen. Und in ganz Florenz erzählten sie von der

edeln Aufnahme, die sie gefunden hatten, die noch schöner war, als ich sie geschildert habe...

Unser Erzähler in seinem behaglichen schönen Palazzo in Florenz mag vielleicht etwas übertrieben und das Leben der Landjunker, die, wie er selbst hinzufügt, „nur dann nicht in Dürftigkeit stecken, wenn sie etwas geraubt haben", etwas allzusehr vom Standpunkt des verwöhnten Florentiner Bürgers aus angesehen haben; wir glauben aber doch kaum, daß es nach seiner Schilderung noch viele unserer Leser nach einem Aufenthalt auf den alten Ritterburgen gelüstet.

* * *

So ging es den Florentinern, wenn sie einmal ihre Stadt verließen, um draußen zu nächtigen. Saßen sie aber daheim, so drehte sich das Gespräch nicht zum mindesten um ein Thema, das man zwar in der guten Gesellschaft nicht erwähnen darf, das wir aber doch nicht ganz vorbeigehen lassen wollen, nämlich um das Steuern. Niemand wird ja gerne daran erinnert; aber, wer weiß, vielleicht findet mancher zu hoch Taxierte einen gewissen Trost darin, daß es zu andern Zeiten nicht besser gewesen ist; von den vielen andern wollen wir gar nicht reden. Im mittelalterlichen Florenz waren, wie früher in unsern Städten, eigentlich schlimme Zeiten für die Steuerzahler nur die Kriegsjahre. Denn während die Bürger der regierenden Städte in normalen Perioden nichts oder so gut wie nichts an Auflagen bezahlten, so wurden sie umsomehr herangezogen, wenn die Mittel für einen Krieg beschafft werden mußten. „Es lebte und lebt noch in Florenz," erzählt Sacchetti, „ein Kaufmann namens Bartolo Sonaglini, ein kluger Mann, besonders auch in der Geschichte, die ich erzählen will; ja in dieser zeigte er sich nicht nur klug, sondern auch vorsichtig. Als die Florentiner vor einem ihrer größten Kriegszüge, nämlich dem mit dem Grafen von Virtù standen und sich berieten, wie man die Taxationen und Auflagen am besten in Ordnung bringen könne, da sah sich Sonaglini nur allzu gut vor. Er sagte sich: ‚Jetzt wird dann die Siebnerkommission zusammenberufen werden, und diese Gesellschaft wird wieder alle Lasten auf die Kaufleute legen, und man hat soviel zu bezahlen, daß, wer sich nicht vorsieht oder nicht bei Gott Hilfe findet, zugrunde geht!' Daher wartete er die rechte Zeit ab, und als die Beratungen nun immer weiter fortschritten, stieg er schon früh am Tage zur Haustür hinunter, und wenn einer vorbeiging, so rief er ihn an und fragte: ‚Hat man schon zum Rate geläutet?' blieb aber im Hause drin stehen. Der Freund antwortete: ‚Was soll das heißen, Bartolo?' Dieser: ‚Denk nur, wie entsetzlich, mein Bruder, ich bin ruiniert! Ich habe eine Ladung Waren übers Meer geschickt; nun ist das Schiff untergegangen, und ich bin absolut ruiniert! Und doch sollte ich, wenn auch nur um meine Ehre zu retten, einer Reihe von Leuten eine stattliche Summe zahlen, die alle nun, sobald sie von meiner Armut hören, ihr Geld haben wollen. Wollte Gott, daß ich sie befriedigen könnte!' Der Freund: ‚Das tut mir aber wirklich leid! Lebwohl!' Den andern Morgen stellte er sich wieder hinter die halb geöffnete Haustüre, wenn ein Bekannter vorbeiging, und fragte ihn, ob man schon zum Rate geläutet habe. Der eine meinte ja, der andere nein, wieder andere fragten, was das eigentlich bedeute und ob er sich über sie lustig machen wolle. ‚Mir ist jetzt gewiß darum zu Mute, mich lustig zu machen!' antwortete Bartolo. ‚Jetzt, wo ich nur die Wahl habe, ob ich die Welt verlassen oder ins Gefängnis wandern will! Ein Geschäft, das ich auswärts hatte, hat mich ruiniert, und ich stehe mit dem Kopf schon halb unter dem Galgen!' So fuhr er mehr als einen Monat fort, sich zu beklagen, bis dann die Steuerkommission zusammentrat und mit der Taxation begann. Als sie zum Posten des Bartolo Sonaglini kamen, da riefen alle: ‚Der ist ruiniert und hält sich versteckt, weil er seine Schulden nicht bezahlen kann!' ‚Richtig,' fiel da einer ein, ‚gerade kürzlich habe ich ihn an einem Morgen gesehen, wie er sich nicht aus dem Hause getraute und fragte, ob man schon geläutet habe!' ‚So hat er auch mich gefragt!' rief ein dritter. Ein vierter wußte noch mehr: ‚Ein Schiff, das nach Toris (Stadt in Persien) unterwegs war, hat ihn, wie ich erfahren, zu Falle gebracht!' und so ging es weiter. ‚Jedenfalls,' unterbrachen nun die übrigen, ‚muß man den Sonaglini als armen Mann behandeln!' und einstimmig taxierten sie ihn so niedrig, wie einen ganz armen Teufel oder kaum höher. Als nun die Taxationen beendigt, versiegelt, auf die Kanzlei geschickt und registriert waren und man anfing, die Zahlungsbefehle ergehen zu lassen, getraute sich plötzlich Bartolo Sonaglini wieder aus dem Hause und fragte nicht mehr, ob schon geläutet worden sei. Ein Nachbar, der dies bemerkte, fragte ihn deshalb eines Morgens: ‚Bartolo, was ist mit dir los, daß du dich nicht mehr in acht nehmen mußt?' Bartolo: ‚Ich mache an einer Konvention mit

Fritz Burger, Basel-Berlin. Bildnis von Fräulein St. (1907).

meinen Gläubigern herum und richte mich nun eben nach den Umständen!' Kurz, er wußte es so schlau anzustellen, daß er trotz seinem Reichtum wie ein ganz armer Mann eingeschätzt wurde, und es ging ihm viel besser als den vielen Leuten, die im geheimen arm waren, nach außen aber reich erscheinen wollten. Ich glaube nun allerdings, eigentlich anständig wäre das Betragen Bartolos nicht gewesen, wenn Brutus oder Cato oder einer von ihrer Sippe der Steuerkommission angehört hätte; aber so, wie diese damals besetzt war, so hat er meiner Ansicht nach ein Recht auf ewiges Gedächtnis als ein Kaufmann, der in allen Dingen klug war. Und während des ganzen Krieges, wenn die Weibel herumliefen, um die unerhört hohen Steuern einzutreiben, sagte Bartolo wohl vor andern Leuten: ‚Was für böse Zeiten! Dieser Krieg wird mich noch ganz ruinieren!'; aber zu Hause und bei sich sagte er: ‚Ruft nur brav neue Steuern aus; ich kümmere mich nicht darum!' Und so kostete dieser ganze Krieg den vorsichtigen Sonaglini so gut wie nichts, während viele andere, die reicher waren als er, daran zugrunde gingen ..."

Man sieht, die Geschichte ist mehr wahr als erbaulich. Was eigentlich am meisten auffällt, ist, daß offenbar die ganze Stadt über den Schwindel des Sonaglini Bescheid wußte, mit einziger Ausnahme der Steuerkommission. Es soll allerdings jetzt auch noch ähnliches vorkommen und sogar in der Schweiz; aber das sagen jedenfalls nur böse Leute. Wir schließen lieber nach bekannten Mustern und sagen: „So blinde Steuerkommissionen, wie diese altflorentische; gab es nur im Mittelalter!"

(Schluß folgt).

Fritz Burger, Basel-Berlin. Bildnis von Miß Mac Lean (1907).

Regine

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dramolett von Martha Geering, Basel.

Personen: Professor Wolff. Andrees (17 Jahre alt). Regine (23 Jahre alt).

Erste Szene (Wolff. Andrees).

Ein Studierzimmer. Links ein Schreibtisch. Divan an der Mittelwand. Grüne Doppeltür rechts. An einem mit Mappen und Zeitschriften belegten Tisch steht Andrees, zerstreut und hastig blätternd. Sein Hut auf einem Stuhl. Wolff, am Schreibtisch sitzend, legt die Feder nieder und wendet sich um.

Wolff. Und? Störungen im Verkehr, daß du ihn auf die Allerweltssprechstunde einziehst?

Andrees. Ja. Die Ströme zerreißen die Dämme, und der Blitz hat ins Haus geschlagen!

Wolff. In deines?

Andrees. Und ich komme mit einem Bittgesuch zu dir und mußte der erste bei dir sein.

Wolff. Es fehlt doch nicht an dem kleinen Pumpwerk?

Andrees. Du weißt, wie das Ereignis anfing. Vor einem Jahr. Am akademischen Ball. Zwischen zwei Walzern. Wir standen zusammen an der Saaltür und sahen die Mädchen und Frauen an, die den Wänden entlang saßen. Du hast mich gefragt, welche mir am besten gefiele. Ich sagte: „Die dort, mit dem feinen Halse!" Du erzähltest, sie wohne im gleichen Hause wie du und sie sei unter deinen Augen aufgewachsen. Dann hast du mich Regine vorgestellt und hast gesehen, daß wir den Abend über beisammen blieben. Du wußtest, wie wir nachher Freund wurden und wie ich zu Hause war in ihrem schönen Heim, und du freutest dich, wenn du uns zusammen musizieren hörtest. Oft auch plauderten wir, während Regine malte oder stickte. Von dir haben wir gesprochen und über viele Dinge. Du sagtest, es sei gut so; es hätte eine feine Frau den Pagen allerlei zu lehren, bis er ein Ritter würde... Unterdessen ist der Ritter geworden. Und jetzt — gestern hat sie mir gesagt, sie gehe fort!

Wolff. Wohin denn?

Andrees. Sie will das Kunstgewerbe erlernen! Sie kommt in diesen Minuten zu dir, um sich zu verabschieden. Du kannst sie halten. Und ich bitte dich darum, Professor! Ich hätte dich mit einer Kinderei nicht behelligt!

Wolff. Warum geht Regine fort?

Andrees. Das kann ich nicht erfahren.

Wolff. Fühlst du's nicht?

Andrees. Ich fühle, daß ich sie nicht gehen lassen kann!

Wolff. Es gibt ein Alter, da fordern die Frauen das Leben zum Tanz auf, wenn es sie warten läßt.

Andrees. Ich will Regine heiraten! (Kleine Pause).

Wolff. Will Regine dich heiraten? (Kleine Pause).

Andrees. Ihre Augen blicken oft schimmernd nach mir wie durch Kristalle oder Wasser; sie lächelt zerstreut und trüb